

Unsere
Matthäikirche
in vier Jahrhunderten.

1494—1894.

Ein Denk- und Jubelbüchlein
zur Feier ihres vierhundertjährigen Jubiläums
(18. November 1894).

Preis 50 Pf.

Der Gesamtertrag ist für die weitere Ausschmückung
der Kirche bestimmt.

Leipzig,
A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf.
(G. Böhme).
1894.

Ein Fest- und Jubelgruß zuvor an Dich, liebe Gemeinde. Gnade und Friede sei mit Dir von unserem Gott und von unserem Heiland Jesus Christ! Gott schenke uns ein Jubelfest nicht ohne viel heilige Freude, und wenn unsere Bitten hinaufgehen, senke sich sein Segen auf Dich hernieder wie ein frischer Tau auf ein Feld!

I.

Die Geschichte der Matthäikirche.

Von Pastor D. Paul Kaiser

Nicht bloß als einzelne Personen sind wir da mit unserm Denken und Erinnern. Das Menschengeschlecht ist auch ein Ganzes und muß den Zusammenhang nicht vergessen mit sich selbst und das Nachdenken über sich selber. Das nennen wir Geschichte. - Aus der Geschichte unserer Matthäikirche wähle ich jetzt das Wichtigste aus vier Jahrhunderten und beginne.

1. Am Denkfeiler.



Mancher liebe Leser wird dieses Zeichen gar nicht kennen und denkt am Ende, es sei hebräisch und aus dem Alten Testament oder syrisch oder ein ägyptischer Hieroglyph. Aber an dieser Zahl – denn eine solche ist es – sind die lieben Gemeindemitglieder schon hundertmal vorübergegangen, ohne sie vielleicht zu sehen. Man muß freilich dazu nicht bloß ein Paar offene, sondern auch gute Augen haben; sonst sieht man sie nicht. Denn die Gasse, in der sie steht, ist eng, und das Himmelslicht darüber ein ebenso schmaler Streifen. Auch steht die Zahl etwas hoch an einem Pfeiler unserer Kirche. Aber wer gute Augen hat, den bitte ich, einmal an die nordwestliche Ecke des Gotteshauses hinzutreten und nach der Zahlenschrift auszuschaun. Dieselbe ist nämlich der Geburtsschein unsrer Matthäikirche. Den haben alte Hände da oben angeschrieben und mit eisernen Zahlen in den Stein gesetzt. Warum? Damit er ja festsitze auch noch nach vielen hundert Jahren und nicht vom Regen ausgelöscht werde wie Leimfarbe oder Kalk – kurz, damit die nachkommenden Geschlechter daran dächten, wenn wieder ein Jahrhundert um ist, und Gott für alle Gnade dankten und bäten um ein Jahrhundert voll neuen Segens. Wir wollen auch die Erwartung der guten Leute nicht täuschen und zu schanden machen. Die Zahl ist heute unmodern; denn die Hände, die das geschrieben oder geschmiedet haben, sind längst verfallen zu Staub. Die Jahreszahl ist: 1494. Sie ist soeben vergoldet worden, damit man sie besser sehe, und daß unsere Kirche als Jubilarin auch einen goldenen Kranz bekomme wie zu einem goldenen Hochzeitsfest. Vierhundert Jahre sind also an unserem lieben Gotteshause vorbeigegangen.

Vierhundert Jahre sind eine lange Gedenkzeit. Man könnte aus ihnen eine große Erzählung machen und Altes und Neues darin vorbringen; und zwar mehr Altes als Neues. Das Neue haben wir erlebt, und 's ist auch nicht gar viel. Das Alte aber, welches wir nicht erlebten, haben manche nicht gehört oder wiederum vergessen. Altes, das man vergaß, ist so gut wie Neues, das man vernimmt. So wird auch das Alte für manchen wie neu sein.

Wie vieles hat sich um diese alten vierhundertjährigen Kirchenmauern nicht zugetragen, drinnen und draußen! Zudem ist vieles dabei, was sich nun und nimmer schreiben läßt, und nur im Himmel geschrieben steht. Die Geschichte der Herzen, die zwischen diesen Kirchenwänden geschlagen haben, froh und bang, und die hier erfüllt wurden mit Geist und Trost von obenher, wird erst droben offenbar.

Das Jauchzen und Seufzen, Danken und Bitten der Alten ist verstummt, aber immer wieder geht ein Geschlecht durch dieselben Hallen und Thore des Gotteshauses, und es ist gut und hat am Ende auch einen stillen Segen, wenn die gegenwärtige Zeit sich wieder einmal sinnend an den alten Denkfeiler stellt und sich erinnert an die vergangenen Tage.

2. Bei den Barfüßern.

Bei diesem Kapitel muß ich etwas weiter vorn anfangen, als mit dem Jahre an dem Denkpfiler. Denn die kirchliche Niederlassung am Neukirchhof, wie er noch immer heißt, aber hoffentlich nicht beständig heißen wird, weil das wenig Berechtigung mehr hat, ist älter als die gegenwärtige Kirche. Man glaubt etwa 200 Jahre. Ganz genau wissen wir es nicht. Denn vor 6 Jahrhunderten schrieb und druckte man noch nicht so viel wie heut. Auch sollten die gedruckten Buchstaben, welche vor nicht zu langer Zeit auch ihr vierhundertjähriges Dasein gefeiert haben, noch erfunden werden.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war es, als seltsame Leute durch die Thore unserer guten Stadt herein kamen. Heute muß man schon eine Reise machen, um solche Gestalten noch zu sehen; denn aus unserem Land sind sie wieder verschwunden und werden wohl auch kaum wiederkommen wie die Jesuiten. Sie fuhren nicht in Droschken heran und gingen auf der Landstraße, auf der sie her pilgerten, nicht einmal in Schuhen. Auch reiten durften sie nicht wie einmal ein alter Pfarrherr trotz der dringlichen Mahnung seines fürstlichen Patrons auch nicht reiten wollte, weil ja geschrieben stünde; G e h e t hin (und nicht reitet) in alle Welt. Diese Leute gingen nämlich barfuß ihr lebenslang. Es waren Barfüßer. Eine Mühle und Gasse trägt noch heute bei uns ihren Namen. Warum sollten denn die Leute barfuß gehen? Besonders im Winter hat das doch gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Es war eine wörtliche Befolgung des Wortes Jesu, mit dem er die Jünger aussendete, und worin er sie anwies, keine Schuhe an den Füßen zu tragen, wie sie kein Gold noch Silber haben sollten in ihren Gürteln. Das glaubten diese Mönche auf sich buchstäblich anwenden zu müssen. Auch in ihren Kleidern machten darum die Barfüßer keinerlei Aufwand und gingen alle gleich, wie heute ein Regiment Soldaten. Nur waren sie nicht so bunt, sondern trugen nur eine dunkle Kutte mit einer Kapuze dran. An diesem Kleidungsstück konnte kein Schneider etwas verpassen. Ein Strick um den Leib war der Gurt, welcher zur Befestigung der langen Mönchskleider diente. So gingen sie der Demut und freiwilligen Armut wegen, in der sie wandeln sollten auf Erden.

Diese Barfüßer waren Franziskaner – ein Orden, welchen ein reicher Kaufmannssohn Franciscus gegründet hatte. Seinen Reichtum gab er weg, wie der reiche Jüngling sollte, aber nicht that. Er bettelte zu seinem Lebensunterhalt und führte von seinen Almosen ein ganz ärmliches Leben. Er ging mit Aussätzigen um und küßte sogar ihre Geschwüre. Die einen hielten ihn für unsinnig, die andern für heilig. Seine zärtliche Mutter lief ihm in die Einöde nach, in der er als Einsiedler lebte, und flehte ihn an, er möge zurückkehren in die Welt und einen ordentlichen Lebensberuf erwählen, aber die innig flehende Mutter mußte ohne den Sohn umkehren. Sein Vater verfluchte ihn und wollte ihm seinen Vatersegen nicht erteilen, er aber sprach einen Bettler an, ob er nicht wolle sein Vater sein, und dieser Vater segnete ihn. Sich selbst hielt er nicht für heilig, sondern für den größten Sünder. In seinen Reden an das Volk redete er nicht bloß seine Zuhörer an, sondern wandte sich auch an Engel und Teufel. Kurz, es war nach unserer heutigen Anschauung ein ganz absonderlicher Mann, dessen Jünger in unserem Kloster wohnten. Freilich ganz wie ihr Meister waren sie nicht. Eigentlich wollte der Papst damals keine Mönchsorden mehr bestätigen; denn er meinte, es gäbe davon genug. Aber endlich hat er doch nachgegeben.

Den Bettelmönchen, unseren Barfüßern, waren an dem Ort, an dem sich bald ihr Kloster erhob, die Überreste einer Burg geschenkt worden. Die war nicht alt und von der Zeit zerstört gewesen wie sonst Ruinen, sondern mit Gewalt niedergerissen worden, wie sie auch mit Gewalt nicht gar viele Jahre vorher erbaut war. Sie sollte nämlich eine Art Zwangsjacke sein, in welche Markgraf Dietrich von Sachsen die gute freie Stadt Leipzig gezwängt hatte; denn sie war eine Zwingburg, von welcher aus er der Stadt die schöne freie Selbständigkeit dauernd nehmen wollte. Aber nach des Markgrafen Tode sollte die Sache anders kommen.

Zwischen Dietrichs Witwe und dem Vormund seines unmündigen Sohnes herrschte Eifersucht und Streit. Wo zwei sich streiten, hat oft ein dritter den Vorteil. Dieser Dritte war diesmal unsere liebe Stadt. Der Vormund Ludwig von Thüringen ließ die Zwingburg am Ranstädter Thore (in Leipzig gab es deren drei) wieder abbrechen, weil die Witwe Dietrichs dieselbe mit ihren Anhängern besetzte. Oft hat man aus einer Kriegskanone eine Kirchenglocke gegossen, so wurde hier aus einer Zwingburg ein Kloster. Die Franziskaner-Barfüßer bekamen den Ort; es sollte an dieser Stätte des Zwanges und Krieges nun für immer heißen: „Friede auf Erden!“

Wer die an die Kirche grenzenden Häuser besucht, sieht in den Erdgeschossen noch die alten Klosterbogen, in denen vor Zeiten die barfüßigen Mönche wohnten. Heute befinden sich Schlosserei und Kohlenhandlung und Kaufgeschäfte in denselben Räumen, in denen man einst fastete und betete und manches Klostergut unterbrachte. Zuerst waren die Klosterleute arm und blieben es wie der heilige Franciscus. Aber bald fanden die frommen Bettler doch einen Ausweg aus der lästigen Armut und sagten, wenn sie selbst kein Geld und Gut haben dürften, so könnte es doch wohl das Kloster besitzen. Die Klosterkeller waren kühl und der Wein darin gut. Die Klosterküche lieferte manchen Braten; davon durften sie essen, wenn sie nicht Fasttag hatten. Sie waren die armen Kinder eines reichen Hauses. Denn das Messelesen war damals einträglicher als das Predigen heutzutage. Die Mönche ließen das Kloster von wohlhabenden Leipziger Bürgern zu Erben einsetzen und versprachen, dafür auch nach dem Tode viele Messen für die Verstorbenen halten zu wollen. Das war so zu sagen eine Art Lebensversicherung, nämlich eine Versicherung des ewigen Lebens. Die streng katholische Zeit glaubte fest an die seligmachende Wirksamkeit der guten Mönche. Dieselben hielten auch die Leichenbegängnisse, und mancher Tote wurde in den Gewölben der Klosterkirche zur Ruhe gebettet, was als eine große vornehme Wohlthat angesehen wurde. Die frommen Brüder kamen sogar bald in den Besitz vieler Grundstücke, wußten dieselben wohl zu verwalten und errichteten auch außerhalb der Stadt, wie eifrige Geschäftsleute, ihre Filialen, eigene Häuser, die sogenannten Termineien. Ja auch das schöne Rosenthal wurde das Eigentum der Barfüßer. Denn auch Fürsten wollten nach dem Tode ihre Seelenmessen haben und bezahlten sie vorweg und zwar fürstlich. So gaben die Markgrafen Friedrich, Wilhelm und Balthasar im Jahr 1380, wie eine Urkunde in unserem Ratsarchiv deutlich nachweist, für Messen „zu gewissen Zeiten“ unserem Kloster das Rosenthal. Und auch für die Burggrafen von Nürnberg übernahm man solche geistliche höchst einträgliche Amtshandlungen.

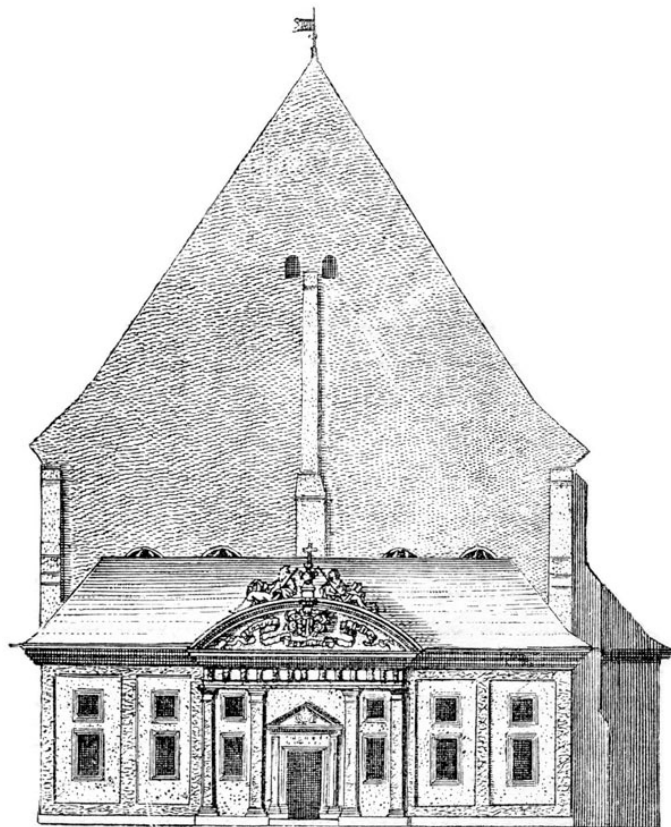
Da aber fuhr ein rechter Schrecken wie ein trennender Messerstich durch das Mönchsgewissen. Es waren Kirchentage gehalten worden, auf denen eine Verbesserung der Kirche verlangt worden war. Es waren auch Ordensleute aufgetreten, welchen den Klöstern ihren Reichtum mit gewaltigen Worten vorgehalten und die Rückkehr zur unbedingten Armut des heiligen Franciscus und seiner ersten Jünger gepredigt hatten. Solch ein ernster mächtiger Prediger war der Barfüßermönch Johann von Chioli, welcher 1452 auch nach Leipzig kam und von der Bürgerschaft und der ganzen Klerisei in großer Prozession mit Fahnen und Kreuzen eingeholt und in unser Kloster geleitet wurde. Dem Volke predigte er auf dem Markt, und die Leipziger Bürger und ihre Frauen standen in Scharen vor diesem Barfüßer Johannes, ähnlich wie vor Zeiten das Volk vor dem Täufer Johannes oder wie die Leute vor dem Apostel Petrus bei der Pfingstpredigt, welche von der Predigt bewegt, fragten: „Was sollen wir thun?“ Und der Bußprediger sagte ihnen streng und deutlich, was sie sollten. Und er verlangte die Karten und Würfel der Männer, mit denen damals viel gespielt wurde, und verlangte die Schleier und Spitzen der Frauen und ähnliche Dinge. Das wurde dann immer auf einen Haufen gethan und verbrannt, wie man Unkraut verbrennt auf einem Ackerfeld. Er wollte alle Eitelkeit weg haben. Im Kloster aber blieb er dreißig Tage, und wenn er von den Bürgern vieles verlangte, so verlangte er von den Mönchen noch viel mehr.

Auch pries er das enthaltsame Klosterleben mit seinem beredten Mund als ein so herrliches, daß an einem Tage, wie es in einem Bericht darüber heißt, sechzig Akademiker der Welt entsagten und die Kutte der Barfüßer angezogen haben.

Solche und ähnliche Anläufe gegen die Verweltlichung und den Besitz des Ordens verfehlten ihre Wirkung nicht, und man glaubte im Orden selber, es könne nichts schaden, etwas von dem Reichtum abzulegen, und es werde dem Kloster nützen wie einem sehr vollblüthigen Menschen ein Aderlaß. So entschlossen sich die Barfüßer sogar, ihr schönes Rosenthal dem Rat der Stadt zu schenken; der steht somit in einer alten Ehrenschild zu ihnen und soll an unserem Jubeltage daran erinnert werden. Wenn das reiche Geschenk auch später einmal in die Hände des Landesherrn überging, so ist doch die Gabe der Barfüßer nicht weniger zu ehren.

Aber nicht alle Franziskaner waren mit solchen und ähnlichen Vorgängen zufrieden. Es bildeten sich in dem ganzen Orden zwei Richtungen, eine strenge, welche ganz arm sein wollte, und eine milde, welche den Klosterherren mehr Besitz und Genuß erlaubte. Ohne Streit ist es in und außer den Klöstern dabei nicht abgegangen. In Leipzig kam es endlich dahin, daß die leichtfertigeren Mönche ganz aus dem Kloster vertrieben wurden.

Um diese Zeit vollzog sich vor vierhundert Jahren die Gründung unserer Kirche. Was die Barfüßer vorher für ein Gotteshäuslein gehabt haben, wissen wir nicht recht. Aber jetzt beschloß man eine stattliche Kirche zu bauen, und die Klosterbewohner hatten das Baugeld im Sack, ohne erst mit Steuern sich abzugeben und häßlichen Fehlbeträgen. Man wollte den Dominikanern nicht nachstehen, welche die jetzige Pauliner Kirche gebaut hatten. Acht Altäre zierte das neue Gotteshaus.



Unsere Kirche vor 1703.

Die Priester der Stadt sahen die ausgedehnte Wirksamkeit der Mönche, welche wie sie, Beichte hielten, Messe lasen, Tote begruben, nicht gerade gern, und mancher Wettstreit entstand um die geistlichen Verrichtungen. Das Volk aber schätzte die Wirksamkeit der Mönche, und viele Bürger sahen es für eine Ehre und ein Glück an, in die geistliche Bruderschaft aufgenommen zu werden. Dabei verblieben die Laien zwar in ihrem Stande, aber waren doch dem Kloster nicht bloß sehr zugethan, sondern, so zu sagen, mit dem geistlichen Hause verwandt.

3. Wüst und verfallen.

Unsere Kirche war erbaut worden am Rande der alten Zeit, und ein Neues bereitete sich vor. Das Geschick der neuen Klosterkirche war jetzt das des Klosters, und sehr lange haben die Barfüßer zwischen den hohen Pfeilern und an den schönen Altären ihre geistlichen Verrichtungen nicht mehr halten können. Es war ein gewaltiger Sturm durchs Land gebrast, der manches Kloster umgestoßen hat in unserem deutschen Land und in der ganzen Christenheit. Aber es war ein Frühlingssturm, der die dürren Zweige wegnimmt von den hohen Bäumen wie ein Gärtner, und das alte stehengebliebene Laub herunterweht von den Ästen. Das war die Reformation, welche die ganze Kirche verbesserte und die verdorbene Luft reinigte und einen fruchtbaren Regen aufs dürre Land goß. Eine Nachtigall hatte hell zu singen angefangen im Dunkel und in der Dämmerung, die „Wittenberger Nachtigall“, nämlich unser Luther. Wer wüßte nicht davon, wie unser Reformator Dr. Martin Luther auch nach Leipzig kam und hier disputierte und predigte, und wie die Leute, welche nicht mehr in die Kirche hinein konnten, mit Leitern an die zerbrochenen Fensterscheiben stiegen, um ihn nur zu hören. Das ist ein Bild, das ich niemand zu zeigen brauche, so bekannt ist es. Und das weiß auch jedes Schulkind, wie der Herzog Georg von Sachsen ein gar heftiger Gegner der Reformation gewesen ist und viel Gewalt angewendet hat, um das helle Licht wieder unter den dunklen Scheffel zu bringen. Aber was aus Gott ist, kann man nicht hindern noch dämpfen. Der Feind der neuen Lehre starb, und der Freund derselben stieg auf den Thron. Es kam für Leipzig das denkwürdige Pfingstfest 1539, an welchem bekanntlich der neue Herzog Heinrich die Reformation in unserer Stadt einführen ließ.

Was sagte man dazu im Kloster? So fest man die Klosterpforten vor dieser, wie man meinte, gar gefährlichen Neuerung zugehalten hatte, die neue Lehre ist doch auch durch die Thüren gezogen wie ein frischer Wind. Auch in unserem Barfüßerkloster waren solche, die sich der Stimme der Wahrheit, welche wie ein heller Posaunenton durchs Land ging, nicht verschlossen haben. Als der Franziskaner Fleck die Thesen Luthers gelesen hatte, rief er seinen Brüdern mit lachendem Munde zu: „Ha, ha, ha, der ist schon gekommen, welcher euch richtig traktieren wird!“ Besonders lebte aber in unserem Kloster ein Mann, der sein besonderes Lebensbild in diesem Büchlein haben soll. Denn dieser Barfüßer wurde, wie Justus Jonas ihn nannte, „ein rechter nützlicher Apostel der Leipziger“. Er hat in einem unserer Kirchenfenster, das sein Brustbild enthält, ein Ehrendenkmal in unserer Stadt erhalten. Das war Friedrich Mykonius, Luthers Freund und Mitreformer. Aber sonst war das Barfüßerkloster eine Burg der alten Anschauungen, und seine Bewohner glaubten es aufs eifrigste verteidigen zu müssen gegen die eindringende Reformation. Die Barfüßermönche liefen wie eifrige Seelsorger in den Häusern umher und wollten die Leute abhalten, sich der neuen Lehre zuzuwenden. Aus unserem Kloster ging manche Streitschrift wider Luther in die Welt, und die scharfe Feder Luthers hat dagegen sich gewendet.

Am 6. August 1539 sah man ins Leipziger Rathaus viele in Kutten gekleidete Leute, mehr denn 50 Prediger und Mönche schreiten. Auch war der ganze Rat versammelt, dazu die vom Herzog Heinrich bestellten Kirchen-Visitatoren und -Kommissarien. Da wurden denn die Ordensleute einfach verabschiedet.

Wollten sie bleiben, so sollten sie ihre Kutte mit einem gewöhnlichen Rock vertauschen, „ein christliches Leben führen und ihren Unterhalt erwerben“. Da zogen denn viele Mönche aus dem ketzerischen Leipzig weg wie die Schwalben, wenn es kühl wird im Herbst. Andere aber nahmen die lutherische Lehre an. Noch andere trotzten dem Befehl der Obrigkeit und blieben im Kloster wohnen; denn sie waren gar verwachsen damit, wie eine Schnecke mit ihrem Häuslein. So ging es auch im Thomaskloster nebenan, doch half alles Sträuben nichts. Sie standen im Jahre darauf wieder vor dem eingesetzten Gericht und erklärten, ihre Kapuze nicht ablegen und ihr Kloster nicht verlassen zu wollen. Erst im Jahre 1543 wichen sie der staatlichen Gewalt, und Kloster und Kirche wurde von ihnen leer. Die verlassenen Klosterhäuser und -Güter fielen dem Landesherrn zu, der sie aber dem Rat der Stadt verkaufte.

Es ist schon oft dagewesen, daß ein Schuppen in Zeiten der Not zum Gotteshaus gebraucht ward, aber hier gings umgekehrt. Hier wurde aus einer Kirche ein Schuppen, ein Warenhaus, eine Niederlage von Blaufarben. Zum katholischen Gottesdienst war sie erbaut worden, aber der hatte aufgehört, und die Messen der Mönche hielt das Volk nach dem gewaltigen Umschwung der öffentlichen Meinung in der Reformationszeit nicht mehr für nötig. So stand die Kirche da, ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen, dem Verfall preisgegeben, 156 Jahre lang. Die angrenzenden Klostergebäude wurden vom Rat der Stadt an Privatpersonen verkauft. Die Unruhe einer schweren Zeit, der Sturm des dreißigjährigen Krieges ging an dem verlassenen Gotteshaus vorüber und versetzte ihm seine Stöße. Aus einem späteren Kostenanschlag im Ratsarchiv können wir die damalige wüste Verfassung der Kirche erkennen. Darin heißt es: „Die Gewölbe sind teils eingefallen, teils ganz böse, welches alles wieder gebessert und gemacht werden müßte.“ Aber immer reger wurde der Wunsch, das verfallene Gotteshaus seinem ehemaligen Gebrauch zurückzugeben. Frommer evangelischer Bürgersinn brauchte ein neues Heiligtum. Wurde doch trotz des Nachwachsens der Stadt regelmäßiger Gottesdienst nur in zwei Hauptkirchen gehalten, und kam es doch vor, daß, wie es in dem an den Rat gerichteten Schreiben der Zünfte und Kaufmannschaft heißt, „ein großer Teil der Eingepfarrten und unter diesen viele feine, angesehene, teils in öffentlichen Ämtern stehende Leute wie auch viele Fremde bei den Messen wegen Mangel an Raum und Stühlen die Sonntags-Predigten öfters unbesucht lassen mußten“. Das erfahre, so lesen wir in dem Bittgesuch an den Rat weiter, jeder christliche Hauswirt nicht ohne Betrübnis. Diesem Vorhaben, das aus der freien, frommen Liebe der kirchlichen Bürgerschaft hervorging, schenkte der Rat seinen Beifall.

4. Die neue Kirche.

In vielen ländlichen Gemeinden übernimmt ein Gutsbesitzer oder Bauer zum Kirchen- oder Schulbau in seinem Ort persönliche Dienste, gibt Bausteine oder schafft den Vorspann. Manchmal ist er verpflichtet dazu. Wenn er es aber mit Freuden thut und nicht mit Seufzen, nicht bloß von Gesetzes wegen, sondern zu Gottes Ehre, und aus heiliger Liebe zu seinem Reich, so ist das von doppeltem Wert. So haben einst die Kinder Israel nach der Heimkehr aus Babel selber teilgenommen am Bau der Mauern Jerusalems. - Einen ähnlichen Eifer finden wir in der damaligen Leipziger Bürgerschaft für den Bau unserer Kirche. Die Mittel brachten die Leute zusammen, „ohne des Rates geringsten Beitrag“. Es fehlte an Gaben nicht, von den Backsteinen an bis zu den zahlreichen Geschenken zum inneren Kirchenschmuck. Die Leute, heißt es in der darüber in unserem Turmknopf befindlichen lateinischen Urkunde, haben das alles wetteifernd zusammengebracht, Männer und Frauen, Akademiker und Kaufleute. Da ist gleichsam die fromme Liebe mit in die Mauern und Bänke hineingebaut. Ob nicht solch ein Gotteshaus dem Herrn am liebsten ist, zu dem so viel treue Hände ganz freiwillig einen Baustein herzugetragen?

Der Kirchenbau wurde in fast einem Jahr beendet, und viele meiner lieben Leser kennen noch die alte „Neukirche“. Ein Bild des Innern (es gibt ein solches) brauche ich für viele nicht herzusetzen; denn sie waren darin zu Hause wie in ihrem eigenen Betkämmerlein. Da waren besondere Kapellen hineingebaut oder Betstübchen für den Rat und manche Leipziger Familie. Auch der Kurfürst Friedrich August der Starke hatte vom Rat eine Empore für sich und die fürstlichen Personen, Minister und Bediente begehrt, die er in und außer den Meßzeiten betreten könnte. Der Rat der Stadt aber erwiderte, daß die Kirche weder auf seinen Anlaß noch seine Kosten erbaut wäre, und daß er darum auch keine freie Hand habe, über die Kirchenplätze nach Gefallen zu verfügen. So erhielt auch die Kirche keine fürstlichen Kirchensitze.

Es gibt eine Denkmünze, die zur Feier der Erneuerung geprägt wurde. Man sieht darauf den Vogel Phönix, der bekanntlich nach der Sage aus seiner eigenen Asche immer wieder aufersteht. Da haben die alten sinnigen Leute für die wiederhergestellte Kirche ein gar passendes Zeichen erwählt. Der Vogel sitzt auf einem brennenden Scheiterhäuflein; weiter ist eine Kirche sichtbar mit einer lateinischen Schrift, die ich für die Gelehrten lateinisch (PULVERE DELITUI – TAMEN INDE RENASCENS – LUCE NITESCO NOVA – AEDES SAC. INSTAUR. LIPSIAE. 1699 24. Sept.), für die Nichtlateiner aber hier deutlich hersetzen will:

„Verborgen war ich in der Asche – Aber daraus wieder erstehend – Strahle ich in neuem Licht – Das Gotteshaus ist erneuert Leipzig 1699 den 24. September.“

Acht Tage vorher wurde nach dem Kirchengebet in der Nikolaikirche folgende Abkündigung verlesen, die ich ganz, wie sie lautete, herschreibe. Sie weicht wohl recht ab in Form und Sprache von unseren heutigen kirchlichen Bekanntmachungen und ist unmodern geworden wie ein altes Kleid, aber es steckt darin ein frommer Geist, und die jetzige Gemeinde liest vielleicht gerne einmal eine Abkündigung, wie sie unsere Vorväter vor zweihundert Jahren vernommen haben.

„Euer Christl. Liebe ist euch zu vermelden, wie daß E.E. Hochweiser Rath die biß anhero sehr ruinirt gewesene und sogenannte Barfuß-Kirche bei verspührter Zunahme derer Bürger und Einwohner dieser Stadt, und auff dero geschehenes Ansuchen, auch vieler frommer Herten darauff gethanen ansehnlichen Beytrag, dergestalt renoviren und in dergleichen Stand setzen lassen, daß hinführo der Gottesdienst darinnen gehalten, Sonntags frühe und Nachmittags das Wort Gottes vorgetragen und gepredigt, Beichte gehört, und das heilige Nachtmahl hierauff dispensieret und ausgetheilet werden solle. Und wird der Gottesdienst jedes mahl, der Zeit nach, wie bey denen beyden Hauptkirchen gebräuchlich, angehen, zu welchem Ende denn bereits zweene Geistliche dahin verordnet, so voriges alles gebührend verrichten, der Anfang auch nächst-künfftigen Sonntag, als den XVI nach Trinitatis darmit gemacht werden solle. Gott aber gebe seine Gnad und Seegen, und bereite die Herten der Lehrer und Zuhörer durch seinen Heiligen Geist, damit biß ans Ende der Welt, sein heilig und allein seeligmachendes Wort rein und lauter nach denen Schrifften derer Propheten und Aposteln und daraus gefaßeten Augspurgischen Confession, auch anderen Libris Symbolicis gelehret, niemals ohne sonderbahre Frucht gepredigt, deren Zuhörer Glaube an ihren eigenen Heiland und Erlöser dadurch kräftig gestärcket, von ihnen mit einem willigen gehorsamen Herten solches angenommen, und in dem beständigen festen Vorsatz ihr Leben nach denselben einzurichten und zu bessern darinnen behalten, tausendfältige Frucht gebracht, endlich das Ende ihres Glaubens die ewige Seeligkeit erreicht, auch also keiner von ihnen verlohren werden möge um ihres und unsers einigen Erlösers JESu CHristi willen, in Krafft des Heiligen Geistes. Amen.“

Gar feierlich mag der Eröffnungsgottesdienst gewesen sein, der, wie berichtet wird, vor einer „unzählbaren Menge Volks“ gehalten wurde. Da predigte der neuerwählte erste Prediger Oberdiakonus Steinbach über das Evangelium des Sonntags, den Jüngling zu Nain. Das paßte auch gar wohl zu dem Vogel Phönix und der Kirche, die wieder auferstanden war.

Nur ein Ober- und Unterdiakonus amtierten an der Neuen Kirche, und ein Student war ihr erster Küster. Auch den Studierenden der Universität waren einige Bänke gegeben worden, und der Rektor derselben hatte sie durch Anschlag ermahnt, diese Gunst anzuerkennen, mit den wenigen Bänken zufrieden zu sein und keine anderen zu besetzen. Dabei hatte er nicht unterlassen, ihnen einzuschärfen, das Wort Gottes ja aufmerksam zu hören, für ihr Heil, für das Glück der Universität, Stadt und Kirche demütig zu Gott zu beten und ihr Leben nach der göttlichen Richtschnur einzurichten.

Einen Turm hatte die Kirche noch nicht. Den empfing sie erst vier Jahre später, im Jahre 1703, und damit war dem Bau der Neuen Kirche aufgesetzt. Ihr damaliges Bild steht hier vor unseren Augen.



Die Neue Kirche. 1703--1879.

Hier walteten nun treue Geistliche ein Jahrhundert lang ihres segensvollen Amtes. Was ein Seelsorger thut, das steht im Buche des Lebens und ist auf Erden nicht aufgeschrieben. Eine eigentliche bestimmte Gemeinde freilich gehörte zu der Kirche noch nicht; sie war eine Diakonenkirche, nur eine Hilfskirche, an der kein Pfarrer stand. Aber gepredigt wurde in ihr viel, vormittags und zur Vesper, Sonntags und auch zweimal jede Woche alltags.

Aber wieder sollten die kirchlichen Klänge verstummen. Böse Kriegszeiten brachten sie zum Schweigen. Statt des Gesanges erfüllte Seufzen ihre Räume und manches stille Gebet aus dem gepreßten Herzen Gefangener oder Verwundeter. Im Kriegsjahr 1806 wurden preußische Gefangene hier untergebracht, und das Gotteshaus wurde eine Kriegskaserne. Erst vier Jahre später konnte der Oberdiakonus Gräfenhain wieder die erste Predigt in der Neukirche halten und wählte dazu den sehr passenden Text Psalm 27, 4-6, der von beidem handelt, von Krieg und Gottesdienst. Bald jedoch wurde das Gotteshaus wieder geräumt; denn nun trug man Verwundete herein aus der Völkerschlacht, und auch unsere Kirche war 1813 ein Lazarett. Nach drei Jahren konnten die Gottesdienste hier wieder veranstaltet werden. Im Jahre 1876 bekam die Neukirche eine eigene Gemeinde und wurde Pfarr- und Parochialkirche.

5. Die Matthäikirche.

Dieses letzte Kapitel kann das kürzeste sein. Denn was hier zu sagen ist, haben die meisten, welche dies lesen werden, selber erlebt. Vor vierzehn Jahren war`s, da hat die inzwischen altgewordene Kirche ihren Namen „Neu-Kirche“ abgelegt und that im Grunde recht daran; sie war nicht mehr neu. Sie ward noch einmal umgetauft und zwar nach dem ersten Evangelisten in der Schrift genannt, dem Apostel Matthäus. Und wie der Name geändert ward, so ging`s auch mit ihr selbst. Es war eine gründliche Umgestaltung, die sie erfuhr. Die alten Betstübchen wurden herausgenommen, die spätgotischen Formen wurden hergestellt bis auf den Hauptturm hinauf und den Treppen- und Nebenturm, welche beide statt ihrer runden Gestalt, spitzere Formen erhielten. Der Altarraum wurde hinzugebaut. Die Kirche wurde erweitert.

Aber manches Alte hatte doch noch verbleiben müssen, und es ging im Inneren wie`s im Evangelium heißt: der neue Lappen hielt nicht auf dem alten Kleid. Die neuen Farben hielten nicht auf den alten Wänden. Altersgrau und verblichen sahen die Pfeiler und Wandflächen aus, und ein langer tiefer Riß im Putz war wie eine klaffende Wunde. Eine Abhilfe war dringend erforderlich und ließ sich nicht länger verschieben. Leider hat ein fünf Monate langer Bau und die Stätte der Sammlung und Erbauung verschlossen. Aber viele Hände haben sich aufgethan, um, was die vorigen Jahrhunderte nicht vollbracht, zu vollenden. In neuem Glanze strahlt unser Gotteshaus an seinem Jubeltage.

Freilich Glanz und Farbe, Turm und Kirche macht noch nicht die Gemeinde, gerade so wenig wie der Sonntagsrock den Christen macht. Es muß ein frommes christliches Herz hinein, und viele solcher schenke uns Gott!